

Wittgensteiner Zeitung

Ämtlicher Anzeiger der Stadt Laasphe,
der Aemter Wittgenstein, Banse und Erndtebrück

Schriftleitung, Druck und Verlag von Ernst Schmidt in Laasphe.

Bei Anzeigen wird die einseitige
berechnete Raum mit 40 Hg.
Wiederholungen entsprechend Rabatt.
Girokonto Kreisbank Laasphe Nr. 89
Postfachkonto Cbln 404 49

Nummer 13

Laasphe, Dienstag den 31. Januar 1922

47. Jahrgang

Ämtliches. Bekanntmachung.

Bewilligung von Beschaffungsbeihilfen (Weihnachtspende)
an Angehörige von Kriegsgefangenen.

An bedürftige Angehörige der am 1. Dezember 1921 noch nicht heimgekehrten oder der unmittelbar nach der Heimkehr in Versorgungslazarette aufgenommenen und am 1. Dezbr. 1921 zwecks rationierter Behandlung noch darin befindlichen Kriegsgefangenen können Beschaffungsbeihilfen gewährt werden. Als Kriegsgefangene im Sinne dieser Bestimmung sind außer den in Fronte zurückgelassenen die noch in Rußland (Sibirien) befindlichen Kriegsteilnehmer anzusehen, von denen seit dem 1. Jan. 1919 noch Lebenszeichen eingetroffen sind oder nicht erwiesen ist, daß sie in der Zwischenzeit verstorben sind. Dagegen sind Kriegsgefangene, von denen seit diesem Tage Lebenszeichen nicht mehr eingegangen sind, unbedenklich als Vermisste zu behandeln, sobald ihren Angehörigen die Beschaffungsbeihilfe nicht gewährt werden kann. Letzteres gilt auch für die Angehörigen der nachweisbar schon geflohenen Kriegsgefangenen.

Die Beschaffungsbeihilfe ist auf Vorschlag der örtlichen Behörden (Gemeindevorstände, Magistrate), aber auch auf Antrag der Beteiligten zu gewähren, wenn diese Vorschläge oder Anträge bis zum 31. März 1922 bei den Bezirksverwaltungen eingehen. Später eingehenden Vorschlägen oder Anträgen darf nicht mehr stattgegeben werden.

Laasphe, den 17. Januar 1922

Der Vorsitzende des Kreisamtes: J. A. Weber.

Die Schuldner Amerikas.

Eine Warnung an Europa.

Der amerikanische Senator Mac Cormick veröffentlicht eine längere beachtenswerte Erklärung, in der er sich mit der augenblicklichen Lage in Europa beschäftigt. Er sagt darin u. a., daß zwischen den Pyramiden und der Wolga mehr als 12 Staaten beständen, von denen viele Schuldner der Vereinigten Staaten seien. Seit dem Waffenstillstand habe Amerika Europa etwa sieben Milliarden Dollar vorgeschossen. Im vergangenen Jahre habe die Ausfuhr der Vereinigten Staaten die Einfuhr um 2 Milliarden Dollar überstiegen, was weitgehende Kreditationen zur Voraussetzung gehabt habe. Die europäischen Regierungen, teils Amerikas Kriegsgenossen, teils Amerikas Feinde während des Krieges, und die Neutralen hätten gewaltige Summen verwandt nicht nur für den äußeren ordentlichen Wiederaufbau, sondern auch für große militärische Einrichtungen, für ein ungeheures Beamtenheer und für die Bezahlung ihrer inneren Schulden. Die Tatsache der unausgesetzten Zunahme der Beamtenzahl und der Unterhaltung großer Heere erwecke bei dem amerikanischen Staats-

bürger nicht nur Zweifel an dem Frieden Europas und seiner wirtschaftlichen Zukunft, sondern dränge ihn auch die Frage auf, welche Rolle er, der amerikanische Staatsbürger, bei der Unterhaltung der europäischen Heere spiele. Bei seiner eigenen Regierung habe er die Einschränkung der öffentlichen Ausgaben unerbittlich verlangt, und zwar mit Erfolg. In Amerika gebe es viele Leute, die sich mit der Frage befassen, bis zu welchem Grade die Politik der fremden Staaten und die chronischen Fehlbeträge der europäischen Regierungen dazu beitragen, die wirtschaftliche Unordnung der Welt, die Arbeitslosigkeit der amerikanischen Arbeiter und das Sinken der amerikanischen landwirtschaftlichen Produktion herbeizuführen. In Amerika denke man, daß es Pflicht sei, den Ursachen nachzugehen, daß es aber auch Pflicht sei, durch privaten Aufwand oder durch öffentliche Hilfe an dem Wiederaufbau der französischen Dörfer teilzunehmen und durch Nahrungsmittel die Kinder in den notleidenden Ländern zu unterstützen, sowie dem hungernden Rußland zu Hilfe zu kommen. Wenn aber die Fehlbeträge in den Staatsfinanzen fortbauerten, wenn die weitere Ausgabe von Papiergeld fortgesetzt werde, welcher Zukunft gehe dann der europäische Kredit und der europäische Warenaustausch entgegen!

Deutschlands Bevölkerungsziffer nach dem Kriege.

Deutschland hatte in der letzten Volkszählung vor dem Kriege eine Bevölkerungsziffer von rund 65 Millionen Menschen erreicht, wobei zu berücksichtigen ist, daß damals natürlich Elbstödtungen noch miteingerechnet war. Nach dem Kriege, nämlich laut der 1919 stattgehabten Volkszählung, belief sich die deutsche Bevölkerungsziffer (einschließlich Oberschlesiens) auf knapp über 60 Millionen Seelen, während der Rest jetzt unter fremder Herrschaft schmachten muß. Dennoch sind wir noch immer die drittgrößte aller Nationen nach Rußland (etwa 130 Millionen) und Nordamerika (160 Millionen), während Frankreich nach der letzten dortigen Volksaufnahme vom Jahre 1919 mit Einschluß Elbstödtungen eine Gesamtbevölkerung von 39 Millionen Köpfen gegenüber 39,6 Millionen im Jahre 1911, also ausschließlich der damaligen deutschen Reichsländer, aufwies. Man sieht aus diesem Zahlenvergleich nur allzu deutlich, daß das stolze Frankreich selbst als das sich viel preisende Siegesvolk nicht imstande ist, seine Bevölkerungsziffer wieder auf die Höhe zu bringen und einem langsamen aber sicheren Aussterben ziemlich sicher entgegengeht.

Dieses Ergebnis ist besonders durch die Tatsache wirksam illustriert, daß Deutschlands Bevölkerung so-

wohl während des Weltkrieges, wie auch nach demselben in dem sogenannten „Frieden“, von Ennaden der Herzen von Versailles und London, ganz enorme Verluste an Menschen erlitten hat. So weist Regierungsrat Dr. F. Burgdörfer in einem von ihm in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ veröffentlichten, sehr bemerkenswerten Aufsatz nach, daß das Deutsche Reich durch Krieg und Friedensschluß bis Ende 1920 nicht weniger wie 11 Millionen Menschen verloren hat. Ohne den Krieg hätte es bei normaler Entwicklung Ende des genannten Jahres ungefähr 73 Millionen Einwohner haben müssen. Diese deutsche Bevölkerungsstatistische Bilanz des Weltkrieges zeigt erschreckend deutlich unseren heutigen traurigen Stand. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß die Nachwirkungen des Krieges, wie auch des sich immer fühlbarer machenden, uns ausgezogenen Friedensdiktates, noch lange bemerkbar bleiben werden. Das Land der „gloire“, die Heimat Clemenceaus, Poincarés und Briands, jedoch schaut argwöhnisch und neidisch auf das arme, verkleinerte und im Grunde doch noch immer nicht völlig zermürbte Deutschland. Für diese Herren sind wir nach wie vor noch viel, viel zu stark und groß.

Die Uenderung des äußeren Anstrichs in Sowjet-Rußland.

Die Bolschewisten haben bekanntlich dem Kommunismus „Gute Nacht“ gesagt, um am Morgen als Vertreter des von ihnen bis dahin arg geschmähten kapitalistischen Wirtschaftssystems aufzutreten. Die Folgen dieser Umwandlung haben sich — rein äußerlich gesehen — bald eingestellt. Das äußere Bild der großen Städte Rußlands, insbesondere Moskaus und Petersburgs, hat sich wie mit einem Schlage gewandelt. Geschäfte und Kaufhäuser sprießen wie Pilze aus der Erde, das buntdruckende Marktleben regt sich an allen Orten überall macht sich eine Belebung des Verkehrs und des geschäftlichen Betriebes bemerkbar. Die Bolschewisten, die einst in verbildetem Hochmut die eigentümlichen Methoden ihrer Regierung und Verwaltung nicht genug rühmen konnten, sind jetzt außerordentlich stolz darauf, daß es in ihren Städten „ganz so aussieht wie in Europa“. Und der ausländische Beobachter, der mit der inneren Natur des Russen nicht vertraut ist und dessen Bild bei einer flüchtigen Rußlandreise an der Oberflächlichkeit haftet, verstärkt noch die von den Bolschewisten geflüsterte über Rußland verbreitete falsche Meinung, als gehe nach dem in Rußland eingetretenen Systemwechsel der Wiederaufbau mit Riesenschritten vor sich. Dies ist eine verhängnisvolle Täuschung! An dem Beispiel Rußlands können wir wieder einmal sehen, wie sich der alte Erfahrungssatz

Napoleons Detektiv.

Historischer Roman von Conan Doyle.

Nachdruck, verboten.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, Sir! Um Ihrer eigenen Mutter willen, Sir, schenken Sie ihm das Leben!“ rief sie und sank dem Kaiser zu Füßen. „Ich flehe dafür, daß er nie wieder Ihr Mißfallen erregt.“

„Was!“ rief Napoleon zornig, wandte sich ab und schritt ungeduldig durch das Zimmer. „Ich kann Ihnen nicht gewähren, um was Sie bitten, Mademoiselle. Wenn ich es einmal sage, ist's genug! Meine Entscheidungen in wichtigen Staatsangelegenheiten werden nicht durch zudringliche Weiber geändert! Die Jakobiner werden in der letzten Zeit geradezu gefährlich! Ich will Ruhe haben — und sein Haupt muß fallen!“

Napoleons Strenge ließ jedes weitere Bitten hoffnungslos erscheinen, und doch tat Sibylle, was kein anderer gewagt hätte: sie blieb beharrlich, wie es nur ein Weib sein kann, das für den Geliebten bittet.

„Er ist nicht gefährlich, Sir.“

„Sein Tod wird andere zurückschrecken!“

„Schenken Sie ihm das Leben und ich will für ihn bürgen!“

„Es ist unmöglich!“

Constant und ich hoben sie vom Boden auf.

„So ist's recht, Monsieur de Laval“, sagte der Kaiser. „Diese Unterredung hat keinen Zweck. Führen Sie die Dame aus dem Zimmer.“

Aber Sibylle wendete sich noch einmal zu ihm hin, — sie hatte noch nicht alle Hoffnung aufgegeben.

„Sir“, rief sie. „Sie sagen: ein Haupt muß fallen — Da ist Toussac.“

„Ah, Toussac — Wenn ich Toussac erlangen könnte.“

„Er ist der Gefährliche! Er war es, er und — mein Vater, die Lucien verführt haben. Sir, lassen

Sie einen Unschuldigen nicht für den Schuldigen leiden.“

„Sie sind beide schuldig! Und außerdem, den einen haben wir und den anderen nicht.“

„Über wenn ich ihn fände?“

Napoleon überlegte einen Augenblick.

„Wenn Ihnen das gelingt“, sagte er, „so soll Befehl frei sein!“

„Aber ich kann ihn nicht in einem Tage finden.“

„Wieviel Tage fordern Sie?“

„Mindestens eine Woche.“

„Gut — ich gebe Ihnen eine Woche Frist. Wenn Sie Toussac während dieser Zeit finden, mag Befehl lauten. Wenn nicht, stirbt er am achten Tage. Doch nun genug! Monsieur de Laval, führen Sie Mademoiselle Bernac fort; ich habe wichtige Geschäfte zu erledigen. Ich erwarte Sie eines Abends in Pont de Briques, um Sie der Kaiserin vorzustellen.“

Napoleon der Träumer.

Ich begleitete Sibylle und war überrascht, den Leutnant Gerard draußen zu finden.

„Nun, Mademoiselle, Glück gehabt?“ rief er erregt und eilte lächelnd auf uns zu.

Sibylle schüttelte den Kopf.

„Ah, ich fürchtete es, denn der Kaiser ist schrecklich! Es war kolossal mutig von Ihnen, den Versuch zu machen. Ich würde lieber auf einem müden Gaul ein geschlossenes Karree sprengen, als ihn um eine Gnade bitten. Aber mein Herz ist schwer.“ — seine guten, blauen Augen schimmerten feucht — „daß Sie keinen Erfolg hatten, Mademoiselle!“

Leutnant Gerard begegnete mir zufällig und begleitete mich durch das Lager, erklärte mir Sibylle.

„Er nahm solch herzlichen Anteil an meinem Kummer.“

„Auch ich, — auch ich, teuerste Sibylle. Sie haben sich wunderbar benommen. Der ist ein glücklicher Mann, der Ihre Liebe besitzt, und ich hoffe, er ist ihrer würdig.“

Augenblicklich wurde ich kalt und stolz, wie immer,

wenn jemand nur das leiseste Mißtrauen in ihren unseligen Verlobten setzte.

„Ich kenne ihn besser, als Sie alle!“ sagte sie. „Er ist eine Seele von einem Menschen; er ist ein Dichter, und er ist viel zu hochgestimmt, als daß er nur die Intrigen ahnen könnte, denen er zum Opfer gefallen ist. Aber Toussac, — mit ihm würde ich kein Mitleid haben, denn ich weiß, daß er ein fünffacher Mörder ist, und ich weiß auch, daß Frankreich nicht eher zur Ruhe kommt, bis er gefangen ist! Beten Sie, wollen Sie mir dabei helfen?“

Der Leutnant hatte an seinem Schnurrbart gezerrt und sah mich mit neidischen Blicken an.

„Werden mir Mademoiselle gestatten, auch meine Hilfe anzubieten?“ rief er mit kläglichem Stimm.

„Ich werde von Ihrem Anerbieten Gebrauch machen, wenn es so weit ist. Ich werde Sie wohl bedauern haben.“ sagte sie. „Aber jetzt, bitte, geleiten Sie mich aus dem Lager und verlassen Sie mich am Ausgang!“

Sie hatte eine kurze, beföhlerische Art, die von diesen schönen Frauenlippen reizend klang. Der Graus schimmelte, auf dem ich ins Lager gekommen war, stand noch draußen neben dem Pferde des Kaisers. Als wir die Zelte hinter uns hatten, sagte Sibylle:

„Ich möchte jetzt meinen Weg allein fortsetzen! Es ist also abgemacht, daß ich mich auf Sie beide verlassen kann.“

„Vollkommen!“ sagte ich.

„Bis zum Tode!“ rief Gerard.

„Ich bin glücklich, zwei so tapfere Verbündete zu haben!“ sagte sie mit einem Lächeln, Kopfte ihrem Pferde den Hals und ritt in leichtem Galopp auf Großbois zu.

Wie wir so dahintritten, überlegte ich, ob es ihm wohl gelänge, Toussac auf die Spur zu kommen. Vielleicht gelang dem Scharfsinn des Weibes, das um den Geliebten litt, was einem Fouche und Savary nicht geglückt war.

„Meiner Treu! Das ist die Frau für dich, Etienne!“ hörte ich plötzlich neben mir murmeln. „Und wie sie zu Pferd sitzt! Welch ein Auge! Welches

Bestätigt, daß die Wohlfahrt eines Landes nicht so sehr von den Gesetzen selbst, als von den lebendigen Menschen abhängt, die berufen sind, die von dem Gesetz geschaffenen allgemeinen Formen mit dem Inhalt blutwarmer Wirklichkeit zu füllen. Das was sich jetzt in Petersburg, in Moskau und in anderen großen Städten den Blicken des erstaunten Reisenden als Neuerfindung zeigt, war in Wirklichkeit auch schon früher unter der kommunistischen Herrschaft vorhanden: nämlich die Tatsache, daß in Sowjetrußland für den kleinen Kreis der bolschewistischen Machthaber und Kommissare alle irdischen Güter, von den feinsten Lederhosen bis zu den kostbarsten Pelzwerkern und Brillanten, in Hülle und Fülle vorhanden waren, während die unübersehbaren Millionenmassen der Bevölkerung, um überhaupt zu leben, auf alles Verzicht leisten mußten, was das Leben lebenswert macht. Ganz ebenso ist es auch jetzt in Rußland, nur daß die Herren Kommissare jetzt, wo Handel und Wandel wieder freigegeben sind, offen in den Geschäften ihre Einkünfte besorgen können, während sie früher, als das starke kommunistische System zum Gesetz erhoben war, "hintenrum" besorgten. Ueberfluß und Wohlleben gab es auch früher in Sowjetrußland für die Herren Kommissare, nur daß die Quellen hierzu nicht vor aller Leute Augen offen lagen. Was hilft es aber der Millionenbevölkerung Sowjetrußlands, daß nun in den Schaufenstern der Geschäfte wiederum die verlockendsten und kostbarsten Dinge ausliegen? Kaufen können sie doch nur die Angehörigen des herrschenden bolschewistischen Verbrecherringels. Die äußeren Formen des wirtschaftlichen und sozialen Betriebes haben sich geändert, die Menschen, die Herr über diese Formen sind, sind dieselben geblieben. Leute, die aus krassem Eigennutz über Reichen gegangen sind, um zur Macht zu gelangen, können unmöglich so viel Selbstüberwindung aufbringen, daß sie nun wirklich die von ihnen unterjochten aus der Quelle des irdischen Glücks heranziehen würden. Solange es in Sowjetrußland nicht zu einem sozialen Systemwechsel gekommen ist, wird man auch von einem sozialen und wirtschaftlichen Wiederaufbau des Landes nicht reden können.

Und noch eins sollten die ausländischen Reisenden, die sich durch die bolschewistischen Gauleiunkünste und die Veränderung des äußeren Stadtbildes in Rußland blenden lassen, nicht aus dem Auge verlieren: Petersburg und Moskau sind nicht Rußland! Die Millionenmassen der russischen Bauern, denen die Sowjetrußland das letzte Saat Korn abgejagt haben und die jetzt eine Hungersnot erleben, wie sie in der tausendjährigen Geschichte Rußlands einzig dasteht, verspüren in ihrem Elend dadurch keine Erleichterung, daß sich in Moskau und Petersburg blendebedeckte Zobel- und Feinstopfen aufgetan haben, die ausschließlich für die bolschewistischen Machthaber da sind.

Der ländliche Fortbildungsschulunterricht.

Beginnt, nachdem er auf der internationalen Arbeiterkonferenz in Genf eine hervorragende Rolle gespielt hatte, auch die gesetzgebenden Körperschaften des Deutschen Reiches zu interessieren. Vorbereitende Verhandlungen haben Pläne in die Öffentlichkeit gebracht, mit denen die Landwirtschaft wenig zufrieden sein wird. Es wird darin die Ansicht zum Ausdruck gebracht, daß die allgemeine Bildung auch beim ländlichen Fortbildungsschulunterricht die Hauptrolle spielen müsse, während "einige Stunden" dem Fachunterricht einzuräumen wären.

Kein Mensch ist sich darüber im unklaren, daß der gesamte Fortbildungsschulunterricht, soweit er jenseits der Allgemeinbildung verläuft, ziemlich unwirksam ist. Die heranwachsende Jugend will sich eben nicht mehr als "Schuljungen" fühlen, sie steht im vollen

Lächeln! Und sie fürchtet sich nicht einmal vor dem Kaiser! O, Etienne, das ist das Weib, das deinen Würdigen ist!

Er starrte ihr nach, bis sie über der Anhöhe verschwunden war. Dann erinnerte er sich endlich meiner und fragte:

"Sie sind Mademoiselles Better? Sie und ich, wir werden gemeinschaftlich etwas für sie tun! Ich weiß noch nicht, was es ist, aber ich bin vollständig bereit!"

"Es handelt sich um die Verhaftung Toussacs —"

"Vortrefflich!"

"Wenn Toussac gefaßt wird, ist ihr Verlobter gerettet!"

Der Gesichtsausdruck des jungen Husaren verfinsterte sich; doch seine edelmütige Natur siegte.

"Caprioli! Selbst dann will ich ihr helfen, wenn sie dadurch glückselig wird!" rief er und schüttelte die Hand, die ich ihm entgegenstreckte. "Die Husaren von Bergambury liegen dort drüben im Quartier, wo die Pferde angefaßt sind. Wenn Sie den Leutnant Etienne Gerard brauchen, wird er Ihnen immer mit einer guten Klinge zur Verfügung stehen. Lassen Sie also von sich hören, je eher desto besser!"

Er ließ den Fägel schiefen und fort war er! Ganz Jugend und Tatkraft, von dem roten Federbusch und fliegenden Dolman, bis zu den blinkenden Sporen an seinen Füßen!

Vier Tage lang vergingen, ohne daß weder Etienne, noch mein grimmiger Onkel im Schlosse Grosbois etwas von sich hören ließen. Ich hatte mir in Boulogne ein Zimmer gemietet, — einfach und schlicht, wie es mir meine magere Börse gestattete. Es lag über dem Laden eines Wäfers, namens Bidal, neben der Kirche St. Augustin in der Rue des Vents.

Erst im vergangenen Jahre kehrte ich wieder einmal dort ein, — von der Sehnsucht getrieben, die die Alten veranlaßt, mit schleppenden Schritten den Ort zu betreten, an dem einst der geflügelte Tritt ihrer Jugend erlöst war. Das Zimmer ist noch da, auch noch die Bilder und die Gipsbüste von Jean Bart, die auf dem Seitentische stand. Als ich mit dem Rücken an dem schmalen Fenster lehnte und das Stübchen überblickte, fand ich noch alles so, wie meine jungen Augen es gesehen hatten; auch mein Herz und meine Befinnung hatten sich nicht sehr geändert. Aber als mein Blick auf den kleinen, runden Spiegel fiel, sah ich das müde Antlitz eines alternden Mannes, und als ich zum Fenster hinausschaute, gewahrte ich tadel, einsame

Erwerbsleben, muß arbeiten, verdienen und Werte schaffen, und empfindet es aus der übertriebenen Würdigung dieser Kulturleistungen heraus als eine Herabsetzung, wieder als Schüler verfahren zu werden. Daher die ungeheuren Schwierigkeiten, die die Lehrpersonen der Fortbildungsschulen mit den jungen Leuten zu überwinden haben. Wer als Grund dafür angibt, das Schülermaterial der Fachschulen sei schwächer, geht fehl. Es sind dieselben Jungen, dieselben Mädchen. Aber in der Fachschule paßt sie der Lehrstoff, im allgemeinen Unterricht sollen sie den Lehrstoff fassen. Die Vorzugsbehandlung des allgemeinen Lehrstoffes unterdrückt den bildenden Charakter eines jeden Unterrichts. Die Gebung der Fertigkeit im Lesen und Schreiben und Rechnen kann gerade so gut durch die Anwendung dieser Hilfstechneiken beim Unterricht über Viehzucht oder Ackerbau erreicht werden, ganz nebenbei, ohne daß diese Ausbildung, als Lernen empfunden wird. Der Geist der Masse ist nun einmal auf konkrete Dinge eingestellt; da wird der fachliche Unterricht, der mitten ins Leben hineinführt, den Schülern sehr viel schärfer fassen, und aus sich selber zur Mitarbeit zwingen, als der Allgemeinunterricht, bei dem der Nutzen dem Schüler nicht im Gefühl lebt.

Wenn die Jugend bis zum 18. Lebensjahr mit Allgemeinunterricht trainiert werden soll, wann will man ihr dann Fachunterricht geben? Nachher sind die meisten, die nicht zu etwas besserem streben, nicht mehr für den Unterricht zu haben, dann kommen andere Gedanken und Interessen in ihren Bereich. An den "einigen Stunden" aber, die man in der Fortbildungsschule den Berufsschülern widmen will, kann man unmöglich auch nur einigermaßen befriedigend in das ungeheure Gebiet der ländlichen Fortbildungsschule hineingreifen.

Es mangelt auch nicht an Lehrkräften. Wir haben eine ganz außerordentlich stark angewachsene Schicht von akademisch gebildeten Landwirten, die in den Winter- und Ackerbauhöfen und anderen amtlichen und privaten Stellen wirken, und deren Kräfte für diese Zwecke mobil zu machen, ist ein Leichtes. Die Herren werden diesen Unterricht mit Recht als ihre Lebensaufgabe beanspruchen und ihn gerne und mit gutem Erfolge erteilen.

Es ist anzunehmen, daß die landwirtschaftlichen Körperschaften sich mit dieser Frage befassen und in diesem Sinne Stellung nehmen werden.

Die amerikanischen Milchkuhe.

Die Frage der amerikanischen Milchkuhe hat bekanntlich eine Zeitlang die Öffentlichkeit erheblich beschäftigt und beschäftigt sie gelegentlich noch. Auch an die Regierung ist man mit Anfragen, was aus den Kühen geworden ist, herangetreten, so daß sich das Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft veranlaßt gesehen hat, die ganze Angelegenheit in eingehenden Darlegungen zu erörtern, die dem Reichs-Landbunde zur Verfügung gestellt worden sind. Wir entnehmen ihnen das Folgende:

Der Umstand, daß bei dem Deutschen Zentralausch für die Auslandshilfe E. S. in Berlin von zahlreichen Empfängern von Liebesgabenartigen Anträgen auf Genehmigung zur Abfuhr der Kühe eingegangen, haben den Zentralausch zu einer Umfrage bei den Haushaltern über die amerikanischen Milchkuhe veranlaßt. Sie ist an sämtliche Empfänger von Kühen aus den bisher eingegangenen zwei Milchkuhtransporten gerichtet worden. Der erste Transport traf, wie noch erinnert sein dürfte, am 7. Februar 1921 in Bremen ein. Dort wurde während der Quarantäne festgestellt, daß die Tiere tagesüberbändig seien. Der Transport bestand bei seiner Abfuhr aus 735 Kühen, von denen drei infolge Entkräftung auf der Ueberfahrt eingingen. Während der Quarantänezeit mußten sechs Tiere not-

Dunen, die früher das gewaltige Heer von hundert- und anfangstausend Mann bevölkert hatte. Jede unbedeutende Kleinigkeit in der Wohnung eines Bürgers war unverändert geblieben, aber die "große Armee" war zerfallen, wie eine Wolke, die der Sturm zerstreut!

Nachdem ich mein Zimmer gewählt hatte, machte ich zuerst von dem Kredit Gebrauch, den meine günstige Aufnahme beim Kaiser und die Aussicht auf eine Unterstellung mir eröffnet hatten und kaufte mir eine Garderobe an, in der ich mit Anstand unter den reich gekleideten Höflingen und Soldaten seiner Umgebung erscheinen konnte. Es war eine wohlbekannte Laune Napoleons, daß er in Gesellschaft die einzig einfach gekleidete Person sein wollte. In den üppigsten Zeiten der Bourbonen gab es keine Periode, in der sich ein Mann durch prächtige Kleider in Gunst erhalten mußte. Doch ein junges Kaiserreich hat andere Ambitionen.

Am Morgen des fünften Tages erhielt ich eine Botschaft vom Hofmarschall, mich im Hauptquartier des Kaisers einzufinden. Von dort sollte ich in einer kaiserlichen Kutze nach dem Hof zu Pont de Briques fahren und dem Cerele der Kaiserin betreten.

Als ich ankam, wurde ich sogleich durch das große Eingangstür geöffnet und von Constant in das Zimmer des Kaisers gewiesen. Napoleon stand mit dem Rücken gegen das Feuer; Talleyrand und Berthier taten Dienst und de Meneval, der Sekretär, sah am Schreibtisch.

"Ah, Monsieur de Baval," sagte der Kaiser mit freundlichem Kopfnicken. "Haben Sie schon Nachrichten von Mademoiselle Bernac?"

"Nein, Eure," antwortete ich.

"Ich fürchte, ihre Bemühungen werden vergebens sein; doch ich wünsche ihr Glück! Wir brauchen diesen arbeitsamen Poeten wahrhaftig nicht zu fürchten; aber der andere ist gefährlich! Trotzdem, — einer muß daran glauben!"

Es fing an zu dunkeln und Constant erschien mit einem Wachstod, um die Kerzen anzuzünden, aber der Kaiser schickte ihn fort.

"Ich liebe die Dämmerung," sagte er. "Nach Ihrem langen Aufenthalt in England, Monsieur de Baval, fühlen Sie sich bei trüber Beleuchtung wohl auch am wohlsten. — Ich glaube, das Gehirn dieser Menschen muß durch den dichten Nebel gelitten haben, nach dem Unstinn zu urteilen, den sie in ihre verfluchten Zeitungen schreiben."

(Fortsetzung folgt.)

geschlachtet werden, während 12 Tiere infolge besonderer geringer Qualität abgeschlachtet wurden.

Beim zweiten Transport, Mitte April, kamen in Baltimore 743 Stück zur Verladung. Davon gingen während der Ueberfahrt 28 Stück ein. Ein Grund für diese verhältnismäßig hohen Verluste kann in der Tatsache gefunden werden, daß die Tiere in Amerika von deutschfeindlichen Elementen kurz vor ihrer Einschiffung aus den Sammelcamps vertrieben und herumgehört wurden. Die Tiere des zweiten Transportes erwiesen sich als seuchenfrei.

Aus beiden Transporten sind an deutsche Stellen insgesamt 1264 Stück verteilt worden, und zwar an 199 Empfänger. Davon haben die Rundfrage beantwortet 193 Empfänger mit 1239 Kühen.

51 Prozent der Antwortgeber erklären die Kühe für wirtschaftlich (d. h. die Kosten für den Futteraufwand und für die Haltung der Tiere werden durch den Milchtrag und durch die Düngernutzung gedeckt).

49 Prozent der Antwortgeber erklären die Kühe für unwirtschaftlich (auch unter Berücksichtigung des von den Amerikanern unentgeltlich gelieferten Kraftfutters, zurzeit zwei Pfund je Kuh und Tag).

Auf die Anzahl der Kühe berechnet ergibt sich daher folgendes Bild:

28 Prozent der Kühe werden für wirtschaftlich erklärt,

72 Prozent der Kühe werden für unwirtschaftlich erklärt.

Einen täglichen Milchtrag von über 15 Litern geben insgesamt nur vier Kühe. Einen Milchtrag von und über 10 Liter je Tag geben 30 Kühe. Von 40 Kühen wird gemeldet, daß sie gar keine Milch liefern, wobei die wegen Trägheit trocken stehenden Kühe außer Berechnung bleiben. Der Gesamtdurchschnitt des Milchtrages, berechnet auf die überhaupt milchgebenden Kühe, ist 6,2 Liter täglich. Der Gesamtgehalt der gelieferten Milch ist ein verhältnismäßig hoher und beträgt nach einigen Angaben bis zu 4,2 Prozent.

Der Verkaufswert der Tiere ist im allgemeinen sehr niedrig. Ein Verkauf kommt infolge der geringen Milchleistung nur zu Schlachtzwecken in Frage. Die bisher zum Schlachten verkauften Tiere erzielten z. B. in Bremen einen durchschnittlichen Erlös von 3307,75 Mark je Kuh. Die für See- und Eisenbahntransport, Empfangnahme und Verteilung entstandenen Unkosten betrugen dagegen je Kuh 4800 Mk. Von dieser Summe waren 4055,48 Mark von deutschen Stellen (Reich, Länder und Empfänger) allein zu tragen.

Das Reichs Ernährungsministerium kommt hiernach zu dem Ergebnis, daß die Milchkuhverfischung als Ganzes betrachtet sich nicht als die volkswirtschaftlich richtige Form einer Hilfe für Deutschland erwiesen hat, für die sie von ununterrichteten Persönlichkeiten teilweise gehalten worden ist. Dabei soll nicht verkannt werden, daß die Absichten der hinter der American Dairy-Cattle Company stehenden Kreise, den deutschen Kindern in ihrer schweren Bedrängnis zu helfen, höchste Anerkennung verdienen.

Zeitgemäße Betrachtungen.

Ursache und Wirkung.

Als er begann, der Januar, war man noch guten Mutes, man glaubte doch, ein Sonntagshoch bringt sicher etwas Gutes, man hofft noch, daß Cannes es kann, Europa aufzubauen, man hofft es, denn schon begann der Dollar abzufallen.

Doch als sich ganz ergebnislos die Konferenz verlagte, da war der Zweifel wieder groß, denn wer zu hoffen wagte, der sagte als enttäuschter Mann: der Optimismus trägt sich, der Dollar zog sich neue an, auf hundert acht und sechzig.

So wurde wieder allgemein bedrückt unsere Lage, ein strenger Winter fehlte ein und brachte neue Plage, dann zeigte auch ein Wirtschaftskrieg im Eisenbahnbetrieb sich, der Streit brach aus, der Dollar stieg — auf über Hundertsiebenzig.

Die Teuerung läßt uns keine Ruhe und bringt uns aus dem Geste, sie nimmt mit jedem Tage zu in unerhörter Weise, im Preis stellt sie ein Geldstein die Kuhle aus dem Schacht, der Dollar will nicht weniger sein und steigt auf hundertachtzig!

Er wächst gleichsam mit unserer Not, die bleibt uns umso treuer, nun wird sogar das liebe Brot dreiviertel mal so teuer, man laßt nicht zu Tische mehr den allerbesten Freund, der Dollar nun erhöht sich sehr, er stieg auf „190“.

Das Reich braucht Geld, das ist gewiß und muß zusammenrücken, ein neues Steuerkompromiß soll schleunigst Wandel schaffen; noch weiß man nicht, was wird geschehen und welcher Plan wird folgen? Indes ist auf „210“, der Dollar schon gestiegen!

Was wir erfahren hier und da, stimmt uns nicht guter Dinge, nun hoffen wir, daß Genau, was Cannes nicht kann, vollbringe, damit Europa Ruhe hat, dann kommt man endlich weiter, dann steht nicht mehr im Heimatblatt: der Dollar stieg! —

Ernst Heiter.

Aus Laasphe und Umgegend.

— Unsere Berichtskatter und Mitarbeiter machen wir darauf aufmerksam, daß die Mitteilungen und Nachrichten für die Redaktion als Drucksache versandt werden dürfen. Der offene Briefumschlag ist mit dem Vermerk „Zeitungsdruck“ zu versehen. Auf diese Weise ist es möglich, die Berichterstattung auch bei geringeren Postschlägen aufrecht zu erhalten.

— Die Zeitung, das Publikum und die Redakteure. Trotzdem die Zeitung der tägliche Begleiter des Menschen ist, trotzdem er nicht ohne sie auskommen kann und will, steht er doch dem ganzen Wesen einer Zeitung, der Art ihrer Entstehung unwillig gegenüber. Behörden und Publikum verstehen auch meist völlig den Zweck der Zeitungen und betrachten diese nicht selten als notwendiges Übel. Allerdings nur so lange, bis sie selbst einmal in die Lage kommen, die gegenwärtige Einschätzung der Presse in den Dienst ihrer persönlichen Interessen zu stellen. Vielleicht ist es ein Fehler, daß die deutsche Presse und ihre Redakteure sich unpersönlich und bescheiden im Dunkel bleiben, während sie für andere immer das Wort ergreifen und nur den Ruhm anderer künden. Aber wir deutschen Journalisten und Redakteure wollen gar keine Loblieder auf uns selber singen. Es gibt auch wohl schlechterdings in Deutschland keinen Stand und keinen Beruf, der so sehr wie gerade die Zeitungsschreiber auf öffentliche Anerkennung verzichtet und auch nicht danach geht. Aber eines verlangen wir: daß man unsere Arbeit auch achtet. Alle die Zeitungsschreiber, die an dem riesigen Räderwerk mitarbeiten, um den Stundenzeiger der Weltgeschichte im Gang zu erhalten, sie alle, die auch ihre besten Leistungen schon morgen Watulatur werden sehen, die sich

über jagaus, tagelange den Anspruch, daß — Der Breslauer seinen Magistrat aus der Zeitung.

— Laasphe, 1. 2. 22. Mengel, die Stadt Adams, Schröder, Magistrat war

am 11. 1. war Formhler unterla

Wahl mit Stimm nicht mehr Ruffin

Wahl des Herrn V angählig und also schließt. Aus die

heimer die Stadt

am Freitag mit gangenen Sitzung nun noch einmal

ordnenvorführ

Abhand nehmen

Reher Sogamisch folgende Ergebnis

Reisheimer mit Sogamischausen

sekretär Pänger in Stadt. Duhardt

Wahl an. — Di der gleichen Weise

Pr. 7 unterer Zei

sch, darauf hute

Aber Punkt 5 Ja

Annahme, die O von Kleinwohnun

eine Abrechnung

Es wurde nun an

antrag, daß dieZ keine Beschüsse

erst der Stadter

Vertrag der Stat

neuert werde und

liegenden Käufer

schäft wärd.

die Beleuchtung

Stelle wieder ein

höhung der Zähl

nimmt, z. u d

mangelhafte Bele

ist der Ansicht, d

ohne Schädigung

Bahnhoftstraße zu

führt Beschwerde

gemachte Folge,

flüde durch den

worden sei —

über 500 M., d

der Stadterordn

den Vertrag der

der Ziegelei vor

fertiggestellt war

verordnetenvorle

— In ei

verordnetenverla

erhöhen, daß de

jetztiges Bild v

herzu bemerken

kurgen Zeitungs

Sitzung wieder

Punkte beschrän

heiten herrschen

Vorgebracht die

natürlich und

Zeitungsbetrieb

spiegeln kann,

eine solche mitg

Anders ist die

danach vorgetre

der Raum fehlt

man muß beden

zum kleinsten Z

Reden unserer

die Stadterord

doch einmal u

auch unserm U

vom Unwesentl

F. Laasphe

heute fand in

Verammlung

meister, Herr

figenden die

vergangene S

hierbei hervor

Feuerwehrverb

Feuerwehr M

worden wären

Reihigen Besu

Die Jahresre

ab. Der ge

einen Bestand

1741 63, mo

Verlaumlung

Als R-chnung

und Chr. Rie

wahl wurde i

gewählt. Di

Brandmeister

der Hydranten

Wegen seine

Feuerlöschw

zum Ehrenbe

ernannt. —

Kameraden:

Fischer, Frie

selben erhielt

geleitete Die

Antrag wurde

